

EDUARD
FLORIAN
REISIGL

110th
Anniversary
1909-2019

BAND 1

1

BLUT

DER

PHARAONEN

THRILLER

Blut der Pharaonen

Band 1

Ein Roman
von

Eduard-Florian Reisingl

Impressum:
Cover: Karsten Sturm-Chichili Agency
Foto: fotolia.de
© Chichili Agency 2014
ISBN 978-3-8450-1338-1

Urheberrechtshinweis:
Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Autors oder der beteiligten Agentur „Chichili Agency“ reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Meinen Eltern Johanna und Konrad

›Ich sage euch aber:
Wer da hat, dem wird gegeben werden.
Von dem aber, der nicht hat,
wird auch das genommen, was er hat.‹

Lukas 19:26

Prolog

Achet Aton, 1351 BC

Der junge Pharao Amenophis IV saß mit seinem Lehrer im Haus des Lebens und lauschte gespannt den Erzählungen des Wanderpriesters, der soeben aus dem fernen reich der Phönizier zurückgekehrt war.

»Ich sah es nicht, oh Herr, nein. Es war mir nicht vergönnt, das große Geheimnis mit meinen eigenen Augen zu erblicken. Doch hörte ich davon, als die dortigen Herren des Tempels mich einluden, mit ihnen das Brot zu teilen.«

»Das Brot zu teilen? Gab es den kein Fleisch, Gemüse oder frische Früchte?«, unterbrach der Pharao die Erzählungen.

»Nein - es wurde Brot gereicht, trockenes Brot und saurer Irep. In dieser Zeremonie, die sie zu ehren ihren einzigen, allmächtigen Gottes ...«

»Ein Gott? Welche lästerlichen Worte!«, mischte sich der Lehrer ein. »Edler Pharao, es bringt Unheil über unser Land, wenn ihr diesem gefallenen Priester weiter das Wort erlaubt.«

Missmutig bedeutete Amenophis IV seinem Lehrer, zu schweigen. »Fahrt fort, Weitgereister.«

»Sie erklärten mir, dass auf dieser Tafel das Wissen der Welt geschrieben steht. Eine Stele, aus grünem Stein gehauen und so groß, wie der kleinste der Berge auf dem Achet Chufu. Von dem einen Gott beschrieben, um den Menschen die Weisheit eines vergangenen Volkes zu übermitteln.«

Amenophis IV schaute in die Runde der anwesenden Priester. Dort saßen sie, die Heiler, die dem Gott Sachmet huldigten, die Balsamierer, Rechtsprecher, Schreiber - die schlimmsten von allen, ihren Ibis-köpfigen Thot verehrend und über allem thronend das widerköpfige Antlitz des Re, der täglich wiedergeborene Sonnengott. Leise sprach er: »Der eine, ob nun Re, Ra oder Aton genannt, soll unser einziger Gott sein, so steht es geschrieben in Stein! Hier, in dieser Einöde soll ihm zu Ehren eine Stätte des Lebens erblühen und auf immer daran erinnern. Du sollst keinen Gott neben mir huldigen!«

»Mein Pharao Amenophis IV, wie kannst du es wagen?«, unterbrach der oberste der anwesenden Priester den jungen Pharao, der erhaben aufstand und mit gebieterischer Stimme sprach: »Ich errichte Achet Aton für Aton, meinen Vater, an diesem Platz. Ich überschreite die südliche Stele von Achet Aton nicht nach Süden, ich werde die nördliche Stele von Achet Aton nicht nach Norden überschreiten, um dort Achet Aton zu erbauen. Auch errichte ich es ihm nicht auf der Westseite von Achet Aton, sondern ich baue Achet Aton auf der Seite des Sonnenaufgangs, an einer Stelle, die er sich selbst bereitet hat und die für ihn durch ein Gebirge umrahmt ist. Man baue mir ein Grab im Berg von Achet Aton, wo die Sonne aufgeht, in welchem meine Bestattung erfolgen soll nach Millionen von Regierungsjubiläen. Man bestatte darin nach Millionen von Jahren die Große Königliche Gemahlin Nofretete und man bestatte darin nach Millionen von Jahren die königliche Tochter Meritaton.«

Kapitel I

Men-Nefer, August 331 BC

›Was ich mit meinem Herzen erdacht,
entlässt meine Zunge ins Leben!‹
Ptah, der Schöpfergott

Im heiligen Tempel des Ptah in Men-Nefer hatte der Priester alles für das verbotene, vergessen geglaubte Ritual vorbereiten lassen. Drei Tage mühten sich fünfzig Sklaven ab, das seit zweihundert Nilschwemmen unberührt im Sand verborgene Gemäuer mit Holzschaukeln und Binsenkörben aus der alles verschlingenden Düne auszugraben. Wo einst der Glanz von Gottesfleisch und Karneol die Gläubigen umgab, während sie den Göttern huldigten, waren nun Staub und Schutz dominierend.

Bis zu zwanzig Frauen waren mit dem Säubern der Stätte beschäftigt. Sie polierten das geheiligte Mauerwerk mit Zitronensaft und Schlämmkreide, um alle Spuren des Vergessens zu beseitigen. Jeden Winkel, jede noch so kleine Nische befreiten sie vom Staub der Jahrhunderte.

Der Opferraum war nicht wieder zu erkennen. Die edle Einrichtung aus rotem Granit, weißem Alabaster und goldverziertem Onyx erstrahlte in frischem Glanz. An den Wänden ließ der Zeremonienmeister weiße Leinentücher aufhängen. Sie verschleierten die farbenprächtigen Fresken, die den Gott Ptah, dem dieser Tempel einst geweiht war, bei der Erschaffung der Erde darstellte. Weiße Papyrusblüten und blutroter Mohn schwammen in dem klaren See, der sich um den Altarsockel schmiegte, wie die großen Wasser an der Küste des zukünftigen Al-Iskandariyya.

Heiße, trockene Sommerluft durchflutete den weiten Saal. Schwer lag der warm-würzige Duft von Lotosblumen, vermischt mit Zimt und Vanille über dem Heiligtum. Berauschte Wolken von orientalischen Harzen, Haschisch nennt man sie, stiegen aus den Steinbecken neben dem Marmoraltar empor. Sie besänftigten die unersättliche Gier der Geister aus der Unterwelt, die dem unheiligen Ritual beiwohnen. Der Mittelgang war gesäumt von geschwärzten Amphoren, aus deren Öffnungen unruhige, blaue Flammen züngelten. Das brennende Öl des Osiris verbreitete einen heiligen Odem in der Gasse, durch die der Priester das Allerheiligste betrat. Ein letztes Mal fegte ein junger Nubier mit einem Büschel Binsengras über den gesegneten Stein. Nun war das Werk zur Zufriedenheit der Götter vollbracht. Die Sklaven zogen sich schweigend zurück in einen Nebenraum.

Ein kahl geschorener Mann stand neben einer Frau im Schatten einer kunstvoll behauenen Sandsteinsäule, deren Kopfstück einer Papyrusblüte glich. Gemeinsam beobachteten sie unruhig das Geschehen. Der muskulöse Körper des Mannes war nur mit einem leinenen Lendenschurz bedeckt, während die Frau ihren zarten Körper mit einer kostbaren Tunika aus weißer Baumwolle bedeckte. An den Füßen trug er Sandalen, die ihm seine Gefährtin für diese Feierlichkeit aus Binsen fertigte, sie hingegen stand mit blanken Füßen auf dem kühlen Marmor. Sich an den Händen haltend, waren sie in ein leises Gespräch vertieft.

›Für das Leben meines erstgeborenen Sohnes, der Wunsch des Pharaos sei mir Befehl‹, sprach der Mann, den man Nedjem nannte, zu seiner Frau Soraya. Er strich sanft mit der rechten Hand über die leichte Wölbung unter ihrem Herzen.

›Es fällt mir schwer, dich zurückzulassen‹, seufzte sie verzweifelt. ›Ich muss mit der Gewissheit weiterleben, dich nie mehr zu sehen.‹

›Ich weiß‹, entgegnet er flüsternd. Er nahm sie tröstend in die Arme. ›Egal was passiert, du musst stark sein. Für mich und meinen Sohn. Vergiss nicht, das Schicksal der Unseren hängt von deiner Entschlossenheit ab!‹

Sie erwiderte kraftlos die liebevolle Umarmung. Ein letztes Mal blickte sie ihm tief in die Augen. »Auch wenn es mir das Herz bricht, ich werde dich nicht enttäuschen, geliebter Nedjem!« Zum Abschied küsste sie ihren Mann sanft auf die Stirn. Sie legte ihr tränennasses Gesicht auf seine starke Schulter, sog noch einmal den betörenden Moschusduft seiner Haut ein und strich mit ihren Fingern zärtlich über die glatt rasierte Brust.

Ein gleißender Strahl blendete Nedjem, ließ ihn erschrocken blinzeln. Durch die kreisrunde Öffnung über der Pforte gewahrte er die feurige Sonnenscheibe, das goldene Zeichen des Re, wie sie sich langsam in den Zenit schob. Ein dunkelhäutiger nubischer Sklave schlug zweimal den aus Kupferblech getriebenen Gong, das Signal für die Wartenden, dass die Zeremonie bald beginnt.

»Weib, es ist an der Zeit. Geh, bevor der Priester dich entdeckt«, ermahnte er Soraya.

»Lebe wohl, mein Geliebter«, flüsterte sie und wendete sich von ihrem Gefährten ab. Sie vermied es, ihn anzusehen, damit er ihre Tränen nicht bemerkte. »Mögen die Götter dir auf deinem schweren Weg wohlgesonnen sein!«

Mit bleiernen Schritten verließ Soraya den Raum durch eine verborgene Tür hinter dem Altar. Nedjem folgte ihr den Mittelgang hinauf, bis er neben einer der qualmenden Steinschalen stand. Mit gleichmäßigen Atemzügen begann er, den süßlich-weißen Rauch zu inhalieren. Kurze Zeit darauf öffneten sich die massiven Flügel der Eichentür.

Eine festlich geschmückte Prozession betrat im Schein der Mittagssonne die Halle, dem schillernden Sonnenpfad folgend. Dreizehn Jungfrauen betraten den Saal und führten den Zug an. Sie geleiteten den Hohepriester. Bekleidet mit einer durchschimmernden Tunika aus Baumwolle und Tempelblüten in den schwarzen Haaren, trugen sie Musikinstrumente und hölzerne Barken in den Zeremonienraum. Am Kopf des Zuges streuten zwei Nubierinnen weiße und violette Blütenblätter des heiligen Lotus auf den Marmorboden. Ihnen folgten drei Musikantinnen, die das Tamburin und die Trommel schlugen. Auf den seidenen Kissen in den nachfolgenden Barken lagen die Werkzeuge des Priesters. Eine filigrane goldene Zange, die mit den Fangzähnen einer Kobra und einer umständlich aussehenden Vorrichtung zur Arretierung versehen ist. Auf einem anderen Kissen ruhte ein Messer aus dem Oberschenkelknochen eines Löwen, dessen Klinge aus Obsidian ölig schwarz glänzte. Daneben befand sich ein daumendicker Stab aus Olivenholz. Zuletzt trugen vier Mädchen silberne Schalen mit glühender Holzkohle, Natron, Salz und Wasser des heiligen Nils herbei. Diese standen nebst anderen Zutaten und Heilmitteln auf mit Lotusblättern ausgelegten Tablets. Die jungen Schönheiten wiegten ihren schlanken Körper im Takt zu den zarten Klängen von Harfe, Flöte, Tamburin und Trommel.

Einen Schritt hinter dem Zeremonienmeister folgten zwei syrische Eunuchen, die sanft mit Fächern aus Straußenfedern über das Haupt des Priesters wedelten. Das mit gelbem Lehm geschminkte Gesicht und der eng anliegende Umhang aus weißem Leinen gaben ihm das Aussehen einer leibhaftigen, wandelnden Mumie. Die blaue Kopfbedeckung und das Waszepter mit dem Anch in seiner linken waren die heiligen Attribute des Gottes Ptah, dem er bei dieser Zeremonie diente. Der leichte Luftzug, den die Fächer über dem gesalbten Haupt verursachten, beschützte den Priester vor der berauschenden Wirkung der Opiate. Der heilige Mann verharrte in respektvollem Abstand vor dem Altar. Mit einem prüfenden Blick kontrollierte er, ob alles an seinen vorbestimmten Platz stand. Alsdann hockte er sich auf dem harten Marmorboden vor dem See, um sich die Hände in dem kühlen Wasser zu waschen. Er verweilte still, auf ein Zeichen von Nedjem wartend, dass dieser für sein Opfer bereit sei. Dieser nickte kurz. Nun kam der Priester näher und kniete sich neben dem auserwählten Krieger.

»Nedjem bist du bereit, den dir vorbestimmten Weg zu beschreiten?«

»Hohepriester des Ptah! Ich werde meiner Aufgabe zur Ehre meiner Familie erfüllen. So ward es gesprochen, so soll es geschehen!«

»So lass uns gemeinsam das Gebet sprechen, auf das deine letzten Worte dir den Weg in die Hallen von Amenti ebenen.« Der Priester nahm ein Aret aus seiner Schärpe, brach das Siegel und rollte den Papyrus auf. Gemeinsam lasen sie den Spruch, der in kunstvoller Göttersprache auf dem Papyrus vor ihnen geschrieben stand, um den Segen des heiligen Ptah zu erbitten.

»Ein Opfergebet an Ptah, den Herrn von Men-Nefer.
Herrn der Ewigkeit, Herrscher der Dauer.
Fürst der Sprache, Herr der Schöpfung.

Der Eine im Anbeginn, der Größte der Großen.
Urgott ohne seinesgleichen.
Er ist der Große, der Menschen und Götter schuf.

Die lebendige Flamme, die aus dem Urwasser kam.
Um zu leuchten dem Himmelsvolk.
Göttlicher Gott, der von selbst entstand.

Der spricht, und was entstehen soll, entsteht.
Ein schönes Begräbnis auf sein Geheiß,
ein Landen in der westlichen Wüste.

Führe den Krieger hinein in dein Reich.
Nimm dieses Opfer des ewigen Schweigens an,
damit das Erdachte nicht mehr entstehen kann.«

Als Nedjem aufstand, fiel sein Blick auf einen beschatteten Raum neben dem Altar. Darin stand eine Sänfte, an der er eine leichte Bewegung in den Vorhängen wahrnahm. Er hielt verwundert inne.

Wir werden beobachtet! Bevor er sich weiter darüber Gedanken machen konnte, spürte er eine kräftige Hand auf seiner Schulter.

»Nedjem, es ist so weit!«

»Ich bin bereit, meinen Weg zu beschreiten.«

Der Priester bedeutete ihm mit einer leichten Verbeugung, sich auf den Altar zu legen, der im Licht der im Zenit stehenden Sonne gleißend erstrahlte.

Nedjem legte sich auf den kühlen Stein und setzte den goldenen Kelch, den man ihm reichte, an die Lippen. Nach einem kurzen Zögern trank er den zähflüssigen widerwärtig bitteren Trank aus Mohn und Irep, dem heiligen Wein der Priester, um sich zu betäuben. Es dauerte nur wenige Augenblicke, bis die Opiate aus dem Mohn in Verbindung mit dem Rauch in der Luft ihre Wirkung entfalteten. Nedjem fiel fast augenblicklich in einen tiefen, traumlosen, totengleichen Schlaf. Gebannt beobachteten die Anwesenden das Zeremoniell, mit dem der Gottesdiener den Segen für sein Werk erbat, während die Anführerin der Tänzerinnen unbemerkt den Raum verließ.

Der Priester trat näher an den Altar, öffnete dem Schlafenden den Mund und klemmte ihm den Stab aus Olivenholz zwischen die Kiefer. Dadurch verhinderte er, dass Nedjem ihm im Rausch in die Hand biss. Er tupfte den Schlund des Schlafenden mit frisch geernteten Baumwollblüten, die mit gesäuerten Irep getränkt wurden, aus. Noch einmal vergewisserte er sich, dass Nedjem tief schlief, bevor er die goldene Zange, die zum Fassen der Zunge diente, von einem der seidenen Kissen nahm. Mit Zeigefinger und Daumen spreizte er seitlich die Lippen und führte das blank polierte Werkzeug in den Mund, bis er die Zunge fassen konnte. Die spitzen Zähne der Kobra bohrten sich tief in das lederne Fleisch, kleine Blutstropfen

quollen aus den Wunden hervor. Er überzeugte sich davon, dass die Zange richtig saß, dann ließ er mit seinem Daumen die Arretierung einrasten. Mit kräftigen Handgriffen zog er an der Zunge. Er zerrte das widerspenstig zuckende Stück Fleisch so weit wie möglich aus dem Rachen des Schlafenden. Mit einem raschen Schnitt des scharfen Opfmessers trennte der Zeremonienmeister die Zunge des Schlafenden ab, damit Nedjem das ihm anvertraute Geheimnis in seinem Herzen behielt. Der blutende Schnitt wurde sogleich mit glühendem Olivenholz kauterisiert. Anschließend schmierte er zur Desinfektion eine erwärmte Mischung aus Zimt und Honig auf die verkohlte Wunde. So verhinderte der Priester, dass Nedjem verblutete oder sich gar eine lebensbedrohende Entzündung bildete, bevor er seinen Auftrag zu Ende bringen konnte.

Kaum war das blutige Werk vollbracht, verstummten die Instrumente. Die beiden Eunuchen verließen gemeinsam mit den Tänzerinnen die heilige Halle mit schnellem Schritt. Sie begaben sich in die Nebenkammer, wo die Sklaven, die den Altar vorbereitet hatten, mit einem Festgelage auf sie warteten. Eine seltsame Ruhe überflutete den Altarraum. Einem Sandsturm gleich kroch sie in jede Fuge und jede Ritze, bis der Priester begann, sich dem unsichtbaren Beobachter zu erklären.

»Die Zunge wird von mir mumifiziert, damit sie dem ewigen Wächter bei seiner Aufgabe zur Verfügung steht. Dort, wo er hingehet, um seine Pflicht zu erfüllen, dorthin muss sein Opfer gehen. Ohne Zunge kann auch ein Geist nicht sprechen.« Er hob die, inzwischen in klarem Wasser vom Blut gereinigte, schlaff an der Zange hängende Zunge, hoch. »Dazu wird diese vom Blut befreit und in einer Lauge aus Natron und Salzen eingelegt. Anschließend bettet man sie auf einem silbernen Tablett voller Lotusblätter, um sie vierzehn Tage in der Sonne zu trocknen.«

Die Anführerin der Jungfrauen, nun mit einer golden glänzenden Tunika bekleidet, betrat wieder den Raum. Sie nahm das Silbertablett, auf dem die, inzwischen in Salz eingelegte Zunge lag, und präsentierte die Opfergabe dem Pharao. Mek-Kemet, der alles im Verborgenen aus einem Nebenraum beobachtete, nickte zufrieden lächelnd.

»Dies ist der Beweis für die Ergebenheit deines Kriegers«, sprach sie, während sie sich mit dem Tablett vor dem Gottgleichen verbeugte. Durch ein kaum sichtbares Nicken gab der Pharao ihr ein Zeichen. Sie wusste, dass es nun an der Zeit war, ihre schmerzlichste Aufgabe zu erfüllen. Zuerst übergab sie das silberne Tablett einer Sklavin, die zu ihrer rechten stand. Mit kräftigem Griff nahm sie den kühlen, mit roten Edelsteinen und blauen Glastropfen verzierten Dolch, den ihr die Sklavin reichte, in die rechte Hand.

Den Priester, der nun am Altar kniete, um ein Dankesgebet zu sprechen, überkam das unbestimmte Gefühl, dass sich jemand an ihn heranschlich.

Verzeih mir!, dachte die Auserwählte, während sie schweigend von hinten an den Knienden herantrat. Kaum war seine heilige Handlung vollendet, fühlte er einen leichten Luftzug wie zur Bestätigung seiner Vorahnung. Bevor er sich umdrehen konnte, um sich davon zu überzeugen, dass ihm keine Gefahr droht, spürte er einen stechenden Schmerz, der sich durch den Rücken bis in sein Herz bohrte. Ein letztes Aufflackern seiner Gedanken durchflutete seinen Geist

Warum?, fragte er sich, dann brach er zusammen. Die Sklavin fiel auf ihre Knie nieder. Auf diese Geste hat der Pharao gewartet. Er musste sichergehen, dass der Priester in das andere Reich übergegangen war, ehe sich seine Sänfte in Bewegung setzte.

Zwei Sklaven traten auf sein Zeichen aus dem Schatten der Säulen hervor. Sie hoben den schlaffen Körper von Nedjem vom Altar und legten ihn auf eine hölzerne Bahre. Sie trugen den Bewusstlosen mit zügigem Schritt nach draußen. Die Palastwache verriegelte inzwischen sämtliche Pforten zum Tempel, nicht ohne zuvor die Amphoren mit dem geweihten Öl zu zerschlagen.

Soraya blickte panisch um sich.

»Nein! Was tut Ihr?«, schreit sie dem Phantom hinter dem Vorhang verzweifelt nach.

»Die Dienerschaft des Priesters folgt ihren Herren! So steht es im heiligen Zeremonienbuch geschrieben, so soll es geschehen!«, antwortet der Anführer der Palastwachen. Er verbarrikadierte gerade die Tür zum Nebenraum, dem einzigen Fluchtweg der dort wartenden Sklaven.

»Ihr sollt in den Flammen des Osiris sterben, um das Geheimnis des Pharaos zu bewahren«, dröhnte es durch den flackernden Schein der brennenden Öllachen.

Soraya legte sich, ihrem Schicksal ergebend, auf dem Opferstein, um auf die gefräßigen Flammen des Osiris zu warten und ergab sich ihren letzten Gedanken: Sprach der schwarze Rabe, der über der Sänfte segelte, oder war es der Pharao selbst? Geliebter Nedjem, dein Opfer war umsonst. Dein Sohn und ich, wir erlöschen in den Feuern der Unterwelt!

Kapitel II, Mittwoch 04. Februar

Strasbourg - rue du Maréchal Joffre, nachmittags

Peter Varga, ein passionierter Hobby-Archäologe, saß eingehüllt in seinen schurwollenen Dufflecoat in der Bibliothèque nationale et universitaire in Strasbourg. Gerade verbrannte er sich seine Lippen, als er versuchte, aus dem Pappbecher mit dampfenden Tee aus dem Automaten zu trinken. Seit zwei Wochen studierte er die 49 verstaubten Schriften über das alte Ägypten, die hier aufbewahrt wurden. Enttäuscht schlug er das abgegriffene Buch, in dem er gerade las, zu.

»Verdammt«, fluchte er so laut, dass selbst der schwerhörige Bibliothekar auf ihn aufmerksam wurde. »Schon wieder! Verdammt, immer endet die Spur irgendwo an den Ufern des Nils!«

»Scht ...«, zischte ihm der Verwalter, der einstweilen bei ihm angekommen war, von der Seite her zu.

»Es muss einen Hinweis geben. Was hat Pharao Mek-Kemet dazu veranlasst, den Kult des Gottes Ptah aus der Vergessenheit zu holen? Er ließ ihn wiederauferstehen, um ihn wenige Tage später wieder auszulöschen, warum?«

»In Men-Nefer, dem heutigen Memphis, wurde Ptah bis zur zwanzigsten Dynastie als der alleinige Schöpfergott verehrt. Nach dieser Zeit ist er auch hier von den Göttern Re, Osiris und Amun verdrängt worden«, antwortete der Bibliothekar ungefragt. Peter blickte den Mann in seiner bordeauxroten Livree verwundert an.

»Danke! Wissen Sie zufällig auch, warum sich der Pharao dieses Rituals bediente?« Fragend schaute er zum grauhaarigen Mann. »Oder haben Sie eine Ahnung, wer jeden Hinweis darüber vernichten ließ?«, murmelt er halblaut.

»Leider nein«, schüttelte der Gefragte den Kopf. »Aber bitte seien Sie trotzdem etwas leiser! Andere Besucher wollen genauso wie Sie in Ruhe Ihre Unterlagen studieren!«, wurde er erneut ermahnt.

Hm ... Ist es zutreffend, was in den Chroniken geschrieben steht?, sinnierte Peter. Dabei griff er mutlos zum letzten Band, den er über das alte Reich der Pharaonen am Ufer des lebensspendenden Flusses fand. Er schlug die erste Seite in dem Buch auf. Das Vorwort überblätterte er achtlos, da fiel ihm etwas Seltsames zwischen den Seiten auf.

»Was hast du zu verbergen, geheimnisvoller Pharao?«, murmelte er, als er eine abgegriffene, verschmierte Kopie aus dem Buch heraus zog.

Dem Siegel nach zu urteilen, handelte es sich um den Papyrus eines Schreibers!, analysierte er das Schriftstück.

Dieser Diener der Pharaonen ist vergleichbar mit einem Buchhalter. Jede Ausgabe, und sei es eine Schaufel Sand, wurde von ihnen gewissenhaft niedergeschrieben!, erinnert er sich. Erfreut vertiefte er sich in den alten, staubigen Text. Hier wird über die Instandsetzung eines Tempels in Men-Nefer, dem heutigen Memphis, berichtet. Das ließ Peter innehalten. Endlich eine erste Spur! Mit wachsender Ungeduld studierte er das vergilbte Schriftstück. Akribisch genau protokollierte der Schreiber, was der namenlose Priester benötigte, um die Opferstätte zu reaktivieren, die zweihundert Jahre dem Zerfall preisgegeben war. Da war die Rede von fünfzig männlichen Sklaven, die drei Tage lang Sand aus der verschütteten Anlage trugen. Zwanzig Frauen putzten zwei Tage den Altar. Ausgestattet mit irdenen Amphoren voller Zitronensaft und Schlämmkreide polierten sie die steinernen Bänke und die deckenhohen Fresken, bis alles im heiligen Glanz erstrahlte. Am Morgen des dritten Tages wurde der See in der Mitte des Allerheiligsten mit einhundert Amphoren Wasser aus dem heiligen Nil gefüllt.

Tausend weiße Papyrusblüten sowie mehrere Dutzend roter Klatschmohnblumen setzte man zur Zierde in den See, der sich um den Fuß des Opfersteines schmiegte. Während die Gehilfen diese Arbeiten überwachten, studierte der Zeremonienmeister die Skripte aus vergangener Zeit, um den Opferritus zu Ehren des Ptah zu verinnerlichen.

Peter wollte gerade das nächste Blatt des zerbrechlichen Manuskriptes studieren, als er hinter sich ein Räuspern vernahm.

»Wir schließen in wenigen Minuten!«, murmelte jemand hinter ihm. Als der Bibliothekar ihn ansprach, registrierte er, dass es höchste Zeit war, nach Hause zu gehen.

»Eine Kopie noch, dann bin ich mit meiner Arbeit fertig«, versuchte er den alten Mann zu überreden. Der Verwalter war unnachgiebig. Er bestand vehement darauf, dass Peter am nächsten Morgen wiederkommen soll. Nach einem Blick auf seine granitgraue Armbanduhr aus Titan gab Peter mit einem Schulterzucken resigniert nach. Es war bereits kurz nach Mitternacht, höchste Zeit, seine Studien für heute zu beenden.

Kaum war Peter zu Hause angekommen, eilte er in seine kleine Privatbibliothek. Dort durchforstete er seine Unterlagen nach Informationen über dieses dubiose Ritual, das er als ›Opfer der Schöpfung‹ identifizierte. Nach zahllosen durchgearbeiteten Wälzern über die Götter und ihre bevorzugten Opfergaben, begleitet von mehreren Whiskys, gab er die Suche erschöpft auf. Müde und mit wirren Gedanken in seinem Geist entschloss er sich, zu Bett zu gehen. Zuvor musste er in dieser mondlosen Nacht noch einmal auf einen Sprung mit seiner Hündin Lady vor die Tür. Er wollte nicht in wenigen Stunden von ihr geweckt werden, weil die Natur ihr Recht einforderte. Während er darauf wartete, dass der Hund seine Notdurft erledigte, versuchte er am nördlichen Firmament den Sternhaufen der Plejaden zu finden, wie er es immer in den Wintermonaten tat.

Eine massive Wolkendecke versperrte ihm die Sicht, er suchte vergebens den Himmel nach dem vertrauten Funkeln ab. Der kräftige kalte Windstoß, der ihm um die Waden wehte, erinnerte ihn an die nahende Sturmfront, die der Wetterbericht seit mehreren Tagen ankündigte. Peter stapfte humpelnd durch den verharschten Schnee um sein Haus herum, um die Fensterläden zu kontrollieren. Nachdem sein Hund ihm kläffend andeutete, dass er mit seiner Erledigung fertig war, begab er sich zurück in sein gut geheiztes Heim. Er legte zur Vorsicht noch ein Scheit Holz in das Feuer, damit das Haus über Nacht nicht auskühlte. Ungelenk erklimmte er die schmale Treppe zum Schlafzimmer und legte sich müde auf das Bett. Peter hoffte darauf, dass er in seinen Träumen Ruhe und Entspannung fand, selbst wenn es seit Jahren immer das Gleiche war, was er im Schlaf erlebte. Dort, in dieser Welt zwischen Wachen und Schlafen, wandelnd zwischen Leben und Tod, hatte er in früheren Tagen schon manche Erlösung gefunden.

Es dauert keine zwei Minuten, bis er in tiefen Schlaf versank, um die Schwelle zum Land der Träume zu überschreiten. Aus dem diffusen Nebelschleier in seinem Kopf kristallisierte sich langsam eine sommerliche Landschaft. Bäume schälten sich aus dem Grau, eine Lichtung, auf der ein Mädchen im Gras kauerte. Peter beobachtete sich in der unwirklichen Szene, damals als junger Bursche, unsicher, schüchtern und verliebt. Als der, noch unversehrte Knabe Peter seine Kameradin dort auf der Wiese sitzen sah, versteckte er sich hinter dem mächtigen Stamm einer vom Blitz gespaltenen Buche. Auf einem Grashalm kauend, betrachtete er für einen verträumten Augenblick die junge Frau vor sich. Behutsam beugte er sich vor, um besser zu sehen, bis der abgestorbene Ast, an dem er sich festhielt, plötzlich mit einem lauten Knacken brach. Er kam ins Wanken, verlor unweigerlich das Gleichgewicht. Mit einem panischen Schrei stürzte er in das kniehohe Gras. Erschrocken durch den Lärm wurde das Mädchen auf den heimlichen Beobachter aufmerksam.

»Peter! Musst du mich so erschrecken?«, beschwerte sie sich erbost. »Ich mag es nicht, wenn du dich so anschleichst!«

Peter rappelte sich auf und klopfte unwirsch Staub und Gras von seiner Hose. Er hielt ein glänzendes Glas, das er aus seiner Hosentasche kramte, gegen die Sonne. Gott sei Dank, es ist nicht zersprungen!, dachte er erleichtert. Jetzt griff er nach dem großen Holzbrett, das ihm aus der Hand gefallen war.

»Was bringst du denn da Seltsames mit?«, fragte sie wissbegierig, als sie ihren Freund auf sich zukommen sah.

»Entschuldige!« Peter schaute ertappt auf. »Ich wollte dich nicht verärgern. Nimm's mir nicht übel.« Er blickte ihr mit einem, um Verzeihung flehenden Blick in die Augen.

»Das muss ich mir noch überlegen. Sag schon, was ist das da unter deinem Arm?«, erkundigte sie sich erneut.

»Erzähl ich dir, wenn wir alle beisammen sind«, erwiderte er mit einem schelmischen Zwinkern.

»Spann mich nicht so auf die Folter. Du bist mir wegen deiner blöden Anschleichelei was schuldig«, maulte sie. Übermütig holte sie aus und boxte ihm kräftig auf den Oberarm.

»Autsch!«, jammerte er übertrieben. »Ich sag nur so viel, das ist ein Spiel, das mir meine Oma beibrachte«, verkündet er freudig erregt. »Das machen wir diese Nacht im Mondschein.«

»Warum ausgerechnet heute bei Vollmond? Was ist das für ein komisches Spiel?«

»Später! Ich erkläre dir alles, wenn wir beisammen sind!«

Funken stieben auf, als Peter wenige Stunden später ein Stück Holz in die Glut warf. Der volle Mond beleuchtete inzwischen die Lichtung, auf der sie sich niedergelassen hatten, und ließ den Wald silbergrau und kalt erstrahlen. Zwischen den in den Himmel ragenden, majestätischen Tannenstämmen konnte man hie und da den modernden Stamm einer toten Buche grünlich fluoreszierend schimmern sehen. Der Ruf eines Käuzchens begleitete den zwölften Glockenschlag, den der Wind vom Dorf herauf trug. Das Jaulen der Hunde, die den Vollmond begrüßten, verklang allmählich in der Nacht.

Peter holte das mitgebrachte Spielbrett, den kristallinen Becher sowie eine weiße Wachskerze aus dem Zelt. Behutsam legte er die, mit verschnörkelten Symbolen verzierte Holztafel auf drei vorbereitete, flache Steine vor sich im Gras ab.

»Was ist das?«, erkundigte sich Marc, der Peter dabei argwöhnisch ansah.

»Das ist eine Ouija. Kennt ihr das nicht? Damit kann man mit den Geistern in Kontakt treten. Das wird garantiert spaßig!«

»Du willst doch nicht in dieser Vollmondnacht eine Séance abhalten?«, fragte Marc verstört nach.

»Warum nicht?«, mischte Thomas sich ein.

»Ich bin neugierig! Komm erzähl, wie geht das, Peter?«, ermunterte er ihn, weiter zu machen.

»Wir legen unseren rechten Zeigefinger auf den Boden des Glases, das mit der Öffnung nach unten auf dem Brett steht. Dann konzentrieren wir uns auf einen Verstorbenen, den wir befragen möchten. Sobald er sich meldet, können wir ihn alles fragen.«

»Es wird Zeit. Lasst uns zur Tat schreiten. Ich will die Geister sprechen«, forderte Thomas seine Freunde ungeduldig auf.

»Hörst du das?«, fragte das namenlose Mädchen plötzlich völlig verängstigt.

»Ich höre nichts! Du Peter?«, antwortete Thomas unbeschwert.

»Nein, es ist vollkommen ruhig!«, stimmte Peter ihm zu.

»Eben, das meine ich! Seit wann ist der Wald in der Nacht so grabesruhig? Kein Kauz, der durch die Luft gleitet, kein Fuchs, der sich durch das Unterholz schleicht, nicht der geringste Laut durchdringt den Wald. Das ist unheimlich. Bitte lass es sein, Peter!«

»Ach was, das ist manchmal so! Es ist die ideale Nacht.«

»Heute ist der erste Mai, Peter. Du weißt, das ist die Walpurgisnacht. Da ist die Grenze zwischen dem Reich der Lebenden und der Toten durchlässig. Geister können heute in unsere Welt übertreten.« Händeringend und mit flehendem Blick lugte sie ihre Freunde an.

»Ach du Spaßverderberin! Hör auf, das sind unsinnige Märchen!«

»Ich mach keinen Spaß, heute ist es nicht gut, Geister anzurufen!«

»Im Gegenteil, heute ist die richtige Nacht!«

»So? Warum sagst du dann zu mir, ich soll mit den ›Märchen‹ aufhören?«, keifte sie wütend. Schmollend verschränkte sie ihre Arme vor der Brust und stierte in die Glut.

»Sag uns, auf wen wir uns konzentrieren sollen«, forderten die Jungs Peter schließlich auf, um den Streit zu schlichten.

»Versuchen wir es mit meinem Opa, den haben wir alle gemocht«, schlägt Peter vor. Eng aneinander geschmiegt saßen sie vor dem Brett. Das Feuer vor ihnen war in der Zwischenzeit fast heruntergebrannt. Die Kerze, die Peter auf einem flachen Stein vor dem Brett abgestellt hatte, erhellte mit ihrem schwachen Schein das Quartett. Das Mädchen, dessen Name Peter nicht mehr einfallen wollte, legte, immer noch zögernd, zuletzt ihren Finger auf den Boden des Glases. Sie warten gespannt, ob etwas passieren würde. Unversehens schloss Peter seine Augen und sprach mit tiefer, sonorer Stimme zu ihnen.

»Wer wagt es, mich in meiner Totenruhe zu stören?« Kreidebleich vor Schreck saßen die Vier auf ihren Hintern in der feuchten Wiese. Verängstigt schauten sie sich an.

»Was war das? Ist da jemand?«, fragten sie im Chor. Peter öffnete blinzeln die Augen, dann begann er, herzlich zu lachen.

»Hab ich euch dran gekriegt! Das Ding funktioniert nicht, das ist nur dazu gemacht, um kleine Kinder wie euch zu erschrecken!«

»Na warte, du Idiot«, brüllen alle zugleich. Mit geballten Fäusten fielen die beiden Jungs über ihn her und verpassten ihm einige Boxer. Er war auf vieles vorbereitet, jedoch nicht auf die Dresche, die er jetzt bekam.

»Hört auf, ich weiß, ich hab`s verdient, aber es ist genug, ich hab meine Lektion gelernt!«, rief Peter und sah dabei zu dem Mädchen am Feuer. Sie saß wie hypnotisiert vor dem Brett und rührte sich nicht.

»Lasst uns zum Lager zurückgehen«, forderte er seine Freunde auf.

»Peter, wo ist der Mond?«, fragte Marc plötzlich verängstigt.

»Na wo wohl? Am Himmel, du Angsth... «

»Nein ist er nicht. Es ist urplötzlich stockdunkel, siehst du das nicht?«

Jetzt erst bemerkt Peter, dass sich eine dicke Wolke vor den getreuen Gefährten der Nacht geschoben hatte. Auch das Feuer war bis auf wenige Glutnester heruntergebrannt. Man konnte gerade noch Silhouetten erkennen, die sich im schwachen Schein der flackernden Kerze abzeichneten. Selbst das leise Lüftchen, das sich bisher seinen Weg durch die Äste bahnte, war versiegt. Eine unheimliche Stille bemächtigte sich der Lichtung. Die Welt um sie herum war erstarrt.

»Mir ist plötzlich kalt ... so kalt!«, stotterte Thomas mit klappernden Zähnen.

»Mir auch«, stimmte Marc ein.

»Ihr seid doch Memmen. Das ist alles nur Einbildung.« Peter versuchte damit, sich selbst und den beiden anderen Mut zuzureden. Ein greller Lichtblitz, der aus dem Boden gen Himmel fuhr, zerschnitt die Dunkelheit wie das flammende Schwert des Erzengels Gabriel. Ihm folgte lautes Donnernrollen, das die Nacht durchbrach, wie tausend Pferde, die über den versteinerten Vorplatz zur Hölle galoppierten. Jetzt war es an dem Mädchen, die anderen zu erschrecken. Plötzlich zuckte sie zusammen, warf den Kopf in den Nacken und sprach mit lauter Stimme, die alles übertönend durch die Finsternis hallte:

»Auserwählter! Sei bereit! ...«

Peter wurde plötzlich im Schlaf unruhig. Die Bilder verwandelten sich, der Wald verschwand, löste sich im Dunst des Vergessens auf.

Kairo - Hochebene von Gizeh, abends

Seit mehreren Stunden kroch der von Trauer gezeichnete Mann, durch die gespenstisch qualmenden Ruinen am Fuße der großen Sphinx von Gizeh. Der letzte Schein der untergehenden Sonne überzog die verkohlten Überreste der Zeltstadt. Den mahnenden Fingern einer toten Hand gleich, deuteten die geschwärzten Aluminiumgerippe der provisorischen Behausungen in den, sich langsam dunkelviolettfärbenden Abendhimmel. Kein Fleckchen, das von dem Feuer verschont geblieben war. Selbst die abseits gelegene Kochstelle mit den Vorräten an Nahrung und Wasser, alles wurde vernichtet. Verbrannt, aufgefressen von der ungezügelter Gier der Flammen. Auf einem angesengten Holztisch lagen noch verrußte Tonsplitter neben geborstenen Steinfragmenten und geschmolzenem, blauem Glas. Weißer Kreidestaub am Boden markierte die Stellen, wo bis vor kurzem noch die verkohlten Überreste von vier Opfern lagen. Hie und da flatterte ein Fetzen versengtes Kunststoffgewebe im Abendwind, der den Odem des Todes in die Wüste trug. Das ungleichmäßige Geräusch der wehenden Plane störte die friedliche Ruhe. Auf Händen und Knien robbte der alte Mann, ein stilles Gebet murmelnd, über den abkühlenden, rußverschmierten Sand. Er arbeitete sich tastend vorwärts durch Schutt und Asche. Plötzlich hielt er inne. Er spürte eine eisige Kälte in sich aufsteigen, die sich wie eine steinerne Faust um sein Herz schloss. Resigniert blickte er auf, beobachtete, wie das goldrote Schimmern am Horizont verging. Die brennende Scheibe versank so schnell in den Fluten des heiligen Flusses wie ein Stein, den man ins Wasser warf. Die Kälte der Wüste vertrieb den letzten Gedanken an die wärmespendenden Sonnenstrahlen. Die aufziehende Nacht mit ihren schwarzen Seidentüchern verhüllte all den Schmerz des heutigen Tages.

»Nein!«, schrie er verzweifelt in die Dämmerung. Doch der eisige Hauch des Todes griff nach ihm, verlangte nach seiner unsterblichen Seele.

»Nein Anubis! Du wirst meine Seele nicht bekommen. Nicht heute, nicht hier! Ich gehe zu meinen Vorfahren. Dort bei Thoth in der Halle von Amenti wartet man bereits auf mich.«

Der Greis war auf der Suche nach seiner Misbaha. Das ist seine Gebetskette, die er wie jeder gläubige Muslim bei sich trug, so wie Christen ihren Rosenkranz oder Buddhisten den Mala. Diese kostbare Kette mit 33 Gebetsperlen aus seltenem blauem Bernstein, das einzige Erbstück seines Großvaters, war ihm abhandengekommen.

Irgendwo in diesem gigantischen Sandmeer hatte er sie verloren, so wie er hier alles andere verlor. Seinen Weg, sein Ziel, seine Familie, all das wurde ihm von der Bewacherin Shesep Anch genommen. Sein Team, Mustafa, Samuel, Achmed, David, alle tot. Sie sind in dem flammenden Inferno gestorben, innerhalb weniger Minuten dahingerafft. Nur er, er hatte überlebt, weil er im nahen Kairo war, um frisches Obst und Fleisch für die Gruppe zu besorgen. An diesem Abend wollten sie ihren ersten Durchbruch feiern. Sie fanden den, seit Jahrhunderten verschütteten Eingang zur mystischen Halle des Wissens. Hinter der Mauer, die sie entdeckten, musste der Schatz liegen. Keiner glaubte mehr daran, dass es die sagenumwobene Halle des Wissens, jenen verborgenen Raum der Priester gab. Das, in den Lehmstein eingearbeitete Emblem, das er fand, bestätigte es. Er würde Recht behalten, in dem Raum dahinter muss sich das gesammelte Wissen von Jahrtausenden befinden.

Doch seine Teammitglieder, seine Freunde starben, ohne die Wahrheit zu kennen. Er hatte niemandem in seinem Team erzählt, wer der anonyme Financier dieser Ausgrabung oder was seine wirkliche Aufgabe in der Gruppe war, noch seine Abstammung. Für sie war er nur ein alter, Geschichten erzählender Mann gewesen, der durch die guten Ortskenntnisse einen Platz in dieser Schatzsuche bekam.

Weit gefehlt! Wie schlau er sie alle getäuscht hatte!, dachte er bei sich.

Vor sechs Wochen erwachte er eines Morgens, entschlossen seiner Vision von den mystischen Reichtümern, die hier verborgen sein sollen, zu folgen. Sie wussten nicht, dass er selbst der Initiator dieses tödlichen Abenteuers war.

Er, Omar ibn Karim ibn Achmet ibn Nebou ibn Nedjem war das älteste Mitglied eines erloschen geglaubten, geheimen Bundes, der letzte Wächter der Bruderschaft des Wissens, die »Frater Sicius«. Auch er hat, wie schon so viele vor ihm der Verlockung erlegen, die einzige Regel missachtet.

»Ich lasse mich nicht in Versuchung führen«, das musste er auf das uralte, goldene Anch schwören. Doch auch Omar verlor den Kampf, er erlag dem Verlangen, das Geheimnis zu offenbaren.

Ein einsamer Rabe glitt geräuschlos durch den Abendhimmel. Der Byzanz des Abendlandes gesellte sich zu ihm, ließ sich auf der linken Pranke der steinernen Löwin nieder. Der schwarze Vogel beobachtete ihn mit aufblitzenden Augen. Verwundert über die seltsame Erscheinung setzte Omar sich in den Sand und beobachtete das Tier. Im Schein des blauen Eismondes, der das Firmament erklimm, betrachtete er nachdenklich den Vogel. Dann glitt sein Blick zu der Silhouette der monumentalen Gedenkstätte, die an einen längst zu Staub zerfallenen und in Vergessenheit geratenen Pharao der vierten Dynastie erinnerte. Ein bodenlos anmutender Schacht, den er mit seinem Team zwischen den Pranken des Standbildes in den Kalkstein getrieben hat, öffnete sich vor ihm. Schwarz und unergründlich tief, wie der gefräßige Schlund einer Bestie vergangener Zeit.

Vorsichtig tastete Omar sich zu der wackeligen Leiter aus Holz, die aus dem Schacht herauschaute. Im Vertrauen darauf, dass die Misbaha auf dem Grund der Ausgrabungsstätte liegen würde, betrat er die Sprossen.

Ein letztes Mal ..., dachte er, ... klettere ich diese morschen Sprossen hinab. Mich erfüllt die Hoffnung, dass du Shesep Anch mir dein Geheimnis offenbarst!

Eine Bewegung neben der großen Pranke, wo vor kurzem noch der Rabe saß, ließ ihn innehalten. Er wagte einen verunsicherten Blick zu dem steinernen Monument, suchte den Schatten des Vogels im bläulich fahlen Licht des Mondes, vergeblich.

Mühsam stieg er die behelfsmäßig zusammengezimmerte Leiter hinab in die Dunkelheit des Schachtes. Je weiter er vordrang, umso enger wurde der künstliche Kamin. Nach dreizehn Metern erreichte er endlich die Sohle. Erleichtert, dass er den Abstieg gemeistert hatte, holte er noch einmal tief Luft, bevor er sich weiter wagte.

Er folgte dem engen Schacht, der gen Westen zur großen Pyramide des Cheops führt. Auf den ersten dreißig Metern konnte er noch beinahe aufrecht gehen. Nun war er an der Stelle angelangt, wo er nur auf dem Bauch robbend vorankam. Der schwache Strahl seiner Stirnleuchte durchdrang die Finsternis keine zwanzig Zentimeter weit. Gerade so, als würden die Wellen weißen Lichtes von den kühlen Steinwänden aufgesaugt wie flüssiges Wachs von Löschpapier. Das leise Zittern im Boden, kaum merkbar, ließ ihn innehalten. War da nicht der dumpfe Knall einer Explosion? Omar lauschte angestrengt in die Dunkelheit. Unendliche tödliche Stille war alles, was er wahrnahm. Verunsichert tastete er sich weiter. Er war hier unten so blind wie ein Taucher in einem schwarzen, zähen Teersee. Im nächsten Moment flirrte die Luft um ihn herum, der Schacht geriet in Bewegung. Während er versuchte, den Ursprung der Veränderungen auszumachen, spürte er es, Panik stieg in ihm auf, übermannte ihn und übernahm die Kontrolle über seinen Körper.

Einer stürmischen Liebhaberin gleich umfing ihn ein Schwall heißer Luft, schloss ihn in die Arme, raubte ihm den Atem. Der plötzliche Temperaturanstieg trieb ihm augenblicklich den Schweiß aus allen Poren. Aus dem nichts, ohne Vorwarnung, gerade so wie die erste Welle eines Tsunami, brach über ihm alles tosend zusammen. Nach der rasch eintretenden Stille, folgte eine Grabeskälte. Dunkelheit ergriff Besitz von seinem Geist. Einem Blitzschlag lang zuckten Erinnerungen an seine Kindheit, seiner Arbeit, der Familie vor seinen geschlossenen Augen. Ein Film entwickelte sich aus der wirren Abfolge von Gedanken, gleich einer Vision! Omar hörte eine Stimme, die nach ihm rief:

Kann es sein?, fragte er sich, als er die Kinderstimme erkannte. Er lauschte noch einmal der verhängnisvollen Unterhaltung mit seinem Neffen, sah längst vergessene Bilder aus der

Vergangenheit aufsteigen, kauerte wieder in dem staubigen, kühlen Kellergewölbe des Ägyptischen Museums ...

»Opa, was versteckst du in dieser staubigen Truhe, die dort hinter den alten Tonkrügen steht?«, erklang die Frage des kleinen Ammar.

»Dort drüben, das verstaubte Ding?«, entgegnete der gebrechliche Mann, während dieser ohne von seiner Arbeit aufzublicken in eine dunkle Ecke deutete. »Sicherlich der größte Schwindel, den du in diesem Archiv finden wirst. Darin liegen Skripte, die angeblich von einem großen Philosophen, Mathematiker und Magier stammen sollen. Die Existenz dieses sagenhaften Mannes wird bis heute allerdings infrage gestellt«, erklärte er seinem Neffen. »Damit kannst du allenfalls deine Kenntnisse in Altgriechisch trainieren, sonst taugt das Gerümpel vielleicht noch zum Feuer machen«, sprach er weiter und blickte am Sarkophag vorbei zu dem schwarzhaarigen, hageren Knaben direkt in seine dunkelbraunen Augen und nickte kurz.

»Du bist doch vor einigen Tagen zwölf geworden, wenn ich mich nicht täusche.«

»Ja. Aber warum warst du nicht da? Ich hab so sehr auf dich gewartet Opa!«, erwiderte Ammar, nicht ohne einen leisen Vorwurf in der Stimme. »Weshalb fragst du?«

»Dein Vater erlaubt mir nicht mehr, dich zu besuchen. Du wirst bald verstehen, aus welchem Grund. Ich möchte dir zu deinem Erwachen als Mann dies schenken. Dort drüben, das ist was für dich«, sagte er und deutete auf eine verschlossene Amphore.

Ammar ging zögernd auf das verstaubte, braune Gefäß zu, auf das Omar deutete.

»Behüte es gut, das ist dein Erbe. In diesem irdenen Behälter findest du die Abschrift einer Geschichte, die unsere Vorfahren sich in den Wüstennächten erzählten.«

In diesem Moment kam Omar wieder zur Besinnung. Er erinnerte sich daran, wo er sich befand. Die Enge, die ihn umschloss, ließ ihn stöhnen. Erschrocken stellte er fest, dass es für ihn nur noch vorwärts, tiefer in den Schacht unter der heiligen Sphinx, ging.

Seine Gedanken rotierten: Mein Rückweg ist mir versperrt. Ich finde hier mein Ende. Sie, die große Bewacherin Shesep Anch oder auch das lebendige Abbild des Pharaos wird mir ihr Geheimnis preisgeben. Ich bin nicht gewillt, mich einer steinernen Göttin geschlagen zu geben. Ich muss dein Mysterium ergründen, um in Ruhe in das nächste Leben zu gehen!

Die ockerbraune Wand, die das Ende der Grabung markierte, wurde von einer sanften Welle überspült. Erschrocken tastete Omar den Kalkstein ab. Nein, das muss eine Halluzination gewesen sein! Massiv und hart versperrte ihm der Stein jegliches Weiterkommen.

Plötzlich löste sich ein Stein von der Decke über ihm und traf die kleine Stirnlampe. Der Kalkstein durchschlug mit einem klirrenden Geräusch das Glas, der Hauch einer Beleuchtung erstarb mit einem unheilverkündenden Knacken. Im letzten Aufflackern seiner Lampe sah er erneut die Wellen, die durch das Gestein waberten, als wenn man einen Kiesel in eine Pfütze wirft.

Omars Hand, die noch auf dem kühlen Felsen ruhte, versank in der sich auflösenden Masse, wie in feuchtem Torf. Er verlor die Balance, spürt in Gedanken den Schmerz, wenn er mit dem Kopf auf den massiven Stein aufschlagen würde. Er warf aus einem Instinkt heraus die Hände schützend vor sein Gesicht, versuchte mit den Ellenbogen den Sturz abzufangen. Der Kopf durchdrang den Stein, der sich an seine Konturen schmiegte, wie schwerer Brokat. Omar kniff die Lider zusammen, um seine Augen zu schützen und den drohenden Aufprall nicht zu sehen. So abrupt, wie der Sturz begann, so unvermutet endete er.

Omar verharrte mit geschlossenen Augen, abwartend. Nach einigen Atemzügen, als sich die tosenden Massen beruhigt hatten, öffnete er vorsichtig seine Augen. Wach ich oder träum ich? Vor sich nahm er einen schwachen Schimmer wahr, begleitet von dem leisen Plätschern

eines Baches. Ein Rinnsal grub sich hier unten mit stoischer Gelassenheit seinen Weg durch das Antlitz dieser Erde.

Der alte Mann betrachtete fasziniert das Schauspiel, das sich ihm bot. Millionen tanzender Lichter, leicht wie Schmetterlinge, die mit tausenden Blütenblättern in der Sonne um die Wette tanzen, erhellten einen schillernden Dom.

Omar richtete sich jäh auf. Fassungslos staunend drehte er sich um die eigene Achse und betrachtete die perlmuttschimmernden Höhlenwände. Grünlich irisierender Nebel drängte sich in den Vordergrund, stieg vom Boden auf, nahm unscharfe Konturen an.

Mein Gott, ich habe es gefunden!, dachte er, während sich das Symbol der Macht, der Heilige Gral seiner totgeglaubten Bruderschaft aus dem grünen Dunst herauskristallisierte. Gebannt starrte er auf das Schauspiel. Jede Einzelheit in sich aufnehmend vergaß er alles um sich herum. Von der Darbietung gefesselt, beobachtete er den goldenen Reichsapfel, der vor ihm in der Luft schwebte. Omar griff nach dem schillernden Symbol, versucht es zu fassen, doch er griff ins Leere. Von Gier getrieben, verdrängte er die lauernde Gefahr. Ein zartes Streicheln umschloss seine Fesseln, kroch seine Unterschenkel hinauf, liebte seine Kniegelenke sanft wie eine Feder. Omar konnte dem Verlangen nicht widerstehen. Er musste diese goldene Sphäre vor sich berühren. Erst jetzt, da er versuchte, einen Fuß vor den anderen zu setzen, traf ihn die Erkenntnis wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Er stand alleine in einem Felsendom weit unter der Erde, gefangen in flüssigem Sand. Erbarmungslos, zäh wie Melasse verschlang der Boden seinen Körper. Eine unbändige Kraft schob ihn in die strahlende Grotte, zwang ihn, weiter einzudringen, mit unmenschlicher Kraft zog ihn der Sog mit sich hinunter in unerforschte Tiefen.

Der Schacht stürzte tosend ein, füllte sich mit Tonnen von gelbem Sand, der höher und höher stieg. Der Treibsand schwappte über seinen Nabel, brandete an seiner Brust an, wie die wilden Wasser des Nils. Die alles durchdringende Masse erreichte seine Nase, überflutete seine Stirn, bis das letzte graue Haar von Omar ibn Karim im Sand verschwand.

Nicht atmen, jetzt nur nicht einatmen! Der Druck auf seinen Brustkorb presste selbst das letzte Quäntchen Luft aus seiner Lunge.

Ich ertrinke! Mitten in diesem unwirklichen, ausgetrockneten Ödland ersaube ich, sinke hinab auf den Grund, wie ein Stein im Ozean!

Omar vernahm das knirschende Platzen der Felsen über sich. Es knackte wie trockenes Holz, das mit ungebändigter Wucht von einer herabsausenden Axt gespalten wurde. Ein brennender Schmerz ließ ihn innehalten, begleitet von einem bestialischen Krachen. Das Geräusch durchdrang seinen Körper. Ist es das Brechen meiner Gebeine, das ich höre? Als der fünfte Rippenbogen unter der unnatürlichen Belastung nachgab und zerbarst, bekam er die erlösende Gewissheit.

Das ist mein Ende. Eine andere Generation wird kommen und mein Werk weiterführen! Er fühlte den Knochen, der sich wie ein Dolch durch das Fleisch in seine rechte Herzkammer bohrte. Die Rippe, scharf wie ein Sarazenschwert, pfälte sein panisch schlagendes Herz.

Omar spürt das verzweifelte Zusammenziehen des kräftigen Muskels. Plötzlich überkam ihn die Resignation, eine Entspannung, die ihn erlöste von den irdenen Qualen. Die tanzenden Lichter flammten noch einmal auf. Ein letztes Feuerwerk der Synapsen, dann erlosch auch dieser Funken Leben hinter seinen geschlossenen Augenlidern.

»Möge Allah deiner schwarzen Seele gnädig sein, Omar ibn Karim ibn Achmet ibn Nebou ibn Nedjem. Meine Warnung hast du geflissentlich ignoriert. Selbst als ich dein gesamtes Team dahin gemetzelt habe, machtest du weiter!«, murmelte die verschwommene Gestalt, die zwischen den Pranken der Sphinx stand. Sie beobachtete, wie sich die von Menschenhand geschaffene Höhle unter dem zornigen Grollen der Explosion verschloss. Aus dem plötzlich aufziehenden Nebel wirbelte surrend eine goldene Münze durch die Nacht. Einen Lidschlag später, noch bevor die metallene Scheibe den Boden berührte, verschwand der dunkle Geist

am Horizont. Der, aus dem Nichts aufsteigende Byzanz des Abendlandes verschmolz mit dem, sich blutrot färbenden Mond zu einer vagen Erinnerung.

Leseprobe

Blut der Pharaonen Band 1

ISBN / EAN: 978-3-8450-1338-1
Erschienen: 30.01.2014
Verlag: Satzweiss.com - Chichili
Sprache(n): Deutsch
Seitenzahl: 417 (abhängig von Lesegerät und Formatierung)
Dateiformat: EPUB

Offen für alle Geräte, die den Adobe Kopierschutz (DRM) unterstützen, bald auch bei Amazon und im Apple iBook - Store! Aktuelle Informationen zur Verfügbarkeit finden sie auf der Homepage des Autors.

Erhältlich als eBook zum Download bei:

- <http://110-ebook-avenue.net/home>
- <http://www.thalia.de> (at, ch)
- <http://www.weltbild.de> (at, ch)

Die Facebook - Seite zur Trilogie:

- <http://www.facebook.com/vitriolaurisacrafames>

Website des Autors:

- <http://www.reisigl.net>
- <http://www.facebook.com/eduardflorian.reisigl>



Blut der Pharaonen



Eduard-Florian Reisigl